

In:
KUNST ÖFFNET – Tastversuche und Schlüsselerlebnisse
Hrsg.: Gaby Bayer-Ortmanns, Birgitt Caspers, Albert Gerhards u.
Dominik Meiering 2021 Verlag Schnell & Steiner

Energetisch. Haptisch. Somatisch.

An meiner ersten Pfarrstelle in der Nähe von Schweinfurt kam ich durch meinen Bruder erstmals mit zeitgenössischer Kunst (Beuys, Hrdlicka, Nitsch, Ücker, Rothko, A. Martin, ...) in Berührung. Das ist jetzt gut 35 Jahre her. Die neuen Impulse haben mich sofort angesprochen, sehr bewegt und mir einen neuen Horizont eröffnet. So gut wie alles war völlig neu für mich. Ich bekam eine Ahnung, wie es geht, ohne Worte – das klassische Handwerkszeug eines Pfarrers – wirken zu können. Die Erfahrungen „meiner ersten dörflichen Gemeindemitglieder“ standen im deutlichen Kontrast dazu...

Ein Einführungsnachmittag für Kommunioneltern stand auf dem Plan. Mir kam die Idee: Alle sollten Gegenstände mitbringen, die im weitesten Sinne etwas mit Erstkommunion zu tun haben. Der Idee folgte die Tat. Dann bat ich die anwesenden Eltern, ihre Gegenstände auf eine ausgebreitete große Decke zu legen. Ein Sammelsurium von religiösen Dingen lag vor uns auf dem Boden. Auch nachdem die Eltern die Gegenstände ein wenig sortierten, wurde kaum eine Ordnung und Struktur sichtbar. Auffallend war, dass keiner die Gegenstände in die Hand nahm, die ich mitgebracht

hatte: Ein typisches „Herrgottswinkel-Kruzifix“, eine Schale Weizenkörner, eine Schale Mehl, ein Laib Brot, eine Schale mit Hostien, ein Teller mit einem Stück Fleisch, eine kleine Schüssel Blut, eine Schale mit Weintrauben und eine Flasche Rotwein. Eins nach dem anderen ordnete ich selbst die Dinge um das Kruzifix herum.

Als meine Hand den Teller mit dem Fleisch nahm, um ihn zur Mitte zu bewegen, spürte ich auf einmal physisch in meinem Arm einen so großen Widerstand, als würde jemand meinen Arm zurückhalten. Mir wurde klar, dass ich so einfach den Teller nicht vom Platz entfernen konnte. Das Kruzifix wurde zum physisch spürbaren GEGEN-stand. Dieses Empfinden irritierte mich sehr. Ich wusste nicht, was sich da in mir abspielte. Wie gibt's den so etwas, fragte ich mich. Mit aller Kraft musste ich den Widerstand überwinden, um den Teller in Richtung Kruzifix zu bringen.

Welche Kräfte waren da im Spiel, zwischen dem Teller mit Fleisch und dem Kruzifix? Es verwunderte mich extrem. Ich konnte mir das ganze Geschehen nicht wirklich erklären.

Dennoch prägte dieses neue Erleben von da an meinen Umgang mit Dingen. Ein Ding, genauer ein Zwischenraum war seitdem etwas Lebendiges, etwas Kraftvolles. Ich hatte diese unglaubliche und gleichzeitig fühlbare energetische Resonanz zwischen zwei Dingen erlebt. Zum energetischen Spüren kam die Information hinzu: Die Kraft – ausgehend von dem Fleisch – richtete sich auf mich. Dinge waren von nun an nicht einfach nur Dinge, die irgendwo irgendwie vorhanden sind. Dinge waren mehr als nur Form und Materie. Ich spürte das Bezogen sein, den Druck, der sich durch den Zwischenraum bis zu mir ergab. Das Ganze hatte etwas Magisches.

Die Folge war: Ich achtete die Dinge in meiner Umgebung mehr. Ich begann mit ihnen und ihren Zwischenräumen zu spielen, fing an zu erspüren, was sie – über ihre mir bekannte Funktion hinaus – noch alles können. Wie sie beispielsweise durch Bewegen sich und einen Raum ändern. Zugleich passiert auch etwas mit den Zwischenräumen. Dieses spannende Erleben zwischen Dingen und Räumen setzt sich bis heute in ganz unterschiedlichen Situationen fort.

Das Erste, was mir danach in einer kleinen Kirche auffiel: Der Altar (aus Sperrholz, barock übermalt, gekauft aus dem Katalog, der Küster hatte ihn bezahlt) ließ viel zu wenig Platz, um ihn umkreisen zu können. Als ich ihm das Problem erklärte und ihn fragte, ob wir nicht ein Stück heraus sägen könnten, war er einverstanden. Die „Schnittwunde“ wurde barock retuschiert. Der kleinere Altar lies einen neuen begehbaren Altarraum mit mehr Luft und Bewegungsfreiheit erstehen. Eine zweite Aktion fand in einer sehr schlichten Nachbarkirche mit moderner Umsetzung in den 70er Jahren durch einen Bildhauer des Nachbardorfes statt.

Wie meist blieb der Blickfang – tridentinisch gewohnt – der Tabernakel in der Apsis: Die Hülle für das sogenannte „Allerheiligste“. Ursprünglich ein mobiles Zelt, nun statisch, erhöht, vergoldet. Damit wird es von selbst zum allerwichtigsten und allerwertvollsten „Ding“, das alle Blicke und Energien auf sich zieht. Dieses so „verdinglichte Ding“ nimmt dem sakramentalen Mahlgeschehen um den Altar die Aufmerksamkeit. Das Ding dient damit nicht einem lebendigen Kult. Das dynamische Geschehen ist immer schon sichtbar versteinert, eingefroren. Kurzum:

Der Tabernakel „fing an sich zu bewegen“ und fand seinen neuen Ort an einem früheren Seitenaltar. Diese Bewegung wandelte den Chorraum, den Kirchenraum und den Tabernakel sehr stark. Als ich nach 2 Jahren die Stelle wechselte, kehrte er eines Nachts wieder an seinen gewohnten Ort zurück.

Nun springen wir knapp 30 Jahre nach vorne: Neugotische Kirche in Aschaffenburg (Baujahr 1895), 1999 minimalistisch völlig neugestaltet durch Leo Zogmayer, Wien. Die haptische Erfahrung der sich „abstoßenden Gegen-Stände“, wie damals zwischen Fleischteller und Kruzifix, setzte sich hier in anderer Weise vor allem durch ein Mobiliar fort: Durch den Stuhl. Leicht und beweglich löst er die feststehende, fixierende schwere Kirchenbank ab. Uns als Gemeinde hat der Stuhl ungemein mobil gemacht. Er ist zu unserem Spielzeug geworden und lehrt uns, spielerisch mit Dingen umzugehen. Durch die haptische Erfahrung des Tragens durch den Raum entwickelte sich zugleich eine sehr kreative Raumdynamik und „Raumaneignung“. Auf diese Weise entstanden zu unterschiedlichen Festen und Anlässen über 15 verschiedene Stuhlfiguren für die Gemeinde, die neue Räume im Raum entstehen ließen. Was jedesmal überraschend war, wie kleine Änderungen eine große Wirkung durch neue Perspektiven, Positionen und Kräfte auf die feiernde Gemeinde und das liturgische Geschehen ausübten.

Bei dem letzten größeren Wandel geschah folgendes: Wir hatten als „normale“ Versammlungsfigur gewählt, was sie nebenan in der Skizze sehen. Durch die guten Erfahrungen in der Osternacht – das Taufwasserbecken stand in der Mitte des Raumes, die Gemeinde in

konzentrischen Kreisen um das Becken – kam die Idee auf, ob das nicht eine neue Grundordnung werden könnte. Wir improvisierten mit einem kleinen Tisch und Lesepult bipolar um ein Stuhloval.

Nachdem wir dieses „geschlossene“ Oval als sehr gemeinschaftsfördernd erlebten, baten wir Leo Zogmayer um eine exakte Zeichnung. Doch statt eines Ovals zeichnete er konzentrische Kreise auf. Ein kleiner Altar in der Mitte, das Lesepult als Buchpult an einer Säule und das Vortragekreuz an einer anderen Säule. Wir improvisierten diesen neuen Vorschlag.

Die erste Eucharistiefeier war eine echte Zumutung. Mich als Zelebranten kostete es ganz schön Überwindung – zum Glück nicht soviel wie mit dem Fleischteller –, erstmals alleine in der Mitte zu gehen. Ich wusste natürlich um die Problematik: „Wieso muss der sich jetzt auch noch in die Mitte stellen?“ Hilfreich war für mich die autoritätskritische Aktion Jesu: „... und er stellte ein Kind in ihre Mitte!“ Ungewohnt und fast unangenehm empfand ich die starke Nähe zu den Konzelebranten in den Stuhlreihen. Und natürlich hatte ich einige Leute auch in meinem Rücken, der ihnen die Sicht auf den Altar nahm.

Kein Wunder, dass das erhebliche Kritik in der Gemeinde auslöste und mehrfach kontrovers diskutiert wurde. Mit der Zeit legte sich für mich das Ungewohnte. In der Reflexion meines liturgischen Handelns kam mir die Spitzenaussage von Paulus in den Sinn: „Nicht mehr ich lebe, Christus lebt in mir!“ Wenn wir in der Communio das EIN-Sein mit Christus feiern, dann ist jeder gerufen, das auch räumlich zu wagen. Wichtig war noch, dass nicht nur der liturgische Dienst die Mitte betreten darf, sondern jeder,

wenn er zum Altar geht, um aus dem Kelch zu trinken. Hinzu kam, dass ich in dieser Raumposition mit dem Altar in der Mitte mehr Kraft beim Vollzug der eucharistischen Handlung wahrnahm.

Durch weitere Gespräche und vor allem die sonntägliche Praxis legte sich allmählich der Widerstand, so dass der neue Entwurf mit Neuentwurf für Altar und Ambo vom Gemeindegremium und Kirchenverwaltung beschlossen wurde.

Des Weiteren war nun der frühere Dreiviertel-Kreis mit Öffnungen an den Säulen „geschlossen“ und der Altar verkleinert auf einen 90 cm großen Kubus in der Raummitte.

Was war anders für uns?

Das haptische Erleben. Es bekommt ein viel stärkere Gewichtung als früher. Die „Schließung“ des Kreises erzeugte eine deutlich stärkere energetische Aufladung. Der Energiefluss durch die Stuhlreihen war nicht mehr durch den Altarbereich unterbrochen und so fühlbar stärker. Fast alle konnten nun Blickkontakt miteinander aufnehmen. Alle Mitfeiernde bilden ein gemeinsames Rund, in das jeder eingebunden ist.

Entstanden ist das, was wir immer schon feiern: Communio – topologisch als „ovalrunde“ Raumfigur und soziologisch als wachsendes Wir-Gefühl der FeiERGemeinde. Ehe die Feier beginnt, sind wir schon Communio. Sie muss nicht sakramental hergestellt werden. Das sakramentale Ritual wird getragen vom Raum und der Gemeinde und kann so seine spirituelle Eigendynamik stärker entfalten. Bevor wir zur Kommunion gehen, sind wir

schon Kommunion. Bevor wir den Leib Christi essen, sind wir schon Leib Christi. Dadurch entstehen wie von selbst die Voraussetzungen für eine postklerikal – partizipative Liturgie, in der der Klerus keine erhöhte Bühne und keinen besonderen Sitz für sich mehr braucht. Diese Feiergestalt unterstützt die sakramentale Performance enorm, da Raum, Gemeinde und liturgisches Geschehen sich wechselseitig aufladen. Dadurch kommt die körperliche und soziale Dimension des eucharistischen Rituals weit mehr zum Tragen. Die Gemeinde wird durch die körperliche Präsenz der Einzelnen wirklich zur Trägerin des liturgischen Geschehens. Das ist ungemein entlastend – besonders für den Leiter solcher Feiern.

Damit ergeben sich durch die neue Mitte mit der runden Raumfigur ein neues energetisches Feld in der Feiergemeinde. Communio wird durch die stark aufgeladene Mitte als Verweis auf Christus, dem Dreh- und Angelpunkt der Versammelten, räumlich, sozial und spirituell erlebbar. Es hat etwas magisch Anziehendes. Es wirkt.

Verstärkt wird das Haptische Erleben des Zusammenseins mit den anderen durch das Entwickeln gemeinsamer Gesten z.B. beim Beten in der Orantehaltung, den unterschiedlichen körperlichen Berührungen beim Friedensgruß durch Hand geben, Umarmen oder auch den Friedenskuss.

Das Haptische gewinnt auch Raum im Zentrum der eucharistischen Liturgie durch unser selbst gebackenes Weizenbrot und das Trinken des Rotweines aus den Kelchen. Die künstlerisch entworfenen liturgischen Gewänder und Tischdecken in unterschiedlichen Stoffen sprechen neben dem Augen– auch den Tastsinn an. Stand früher neben dem Hören eher

das Visuelle im Vordergrund der sinnlichen Wahrnehmung, so bildet nun der Tastsinn den tragenden Grund des Miteinander Feierns.

Natürlich – das gilt für jedes sinnliche Erleben – bleiben wir nicht bei einer Feier der Sinne stehen. Unsere Sinne stoßen immer irgendwann an eine Grenze. Genau um diese Grenze geht es liturgisch. Sich energetisch und körperliche zu berühren ist natürlich ein Sakrament, das mit dem im Innersten berührt werden, auf das Unberührbare verweist. Dadurch ist die Grenze keine Grenze. Vielmehr öffnet sie uns ins Grenzenlose, Endlose, Zeitlose, Raumlose und Selbstlose. Religionen nennen dieses ästhetisch und rational Unbegreifliche GOTT.

Sich von diesem Unberührbaren durch alle Sinne hindurch berühren zu lassen, ist der Sinn aller Liturgie und allen Lebens. Einer Liturgie, die kraft des unberührbaren Geistes Freude weckt und gemeinsam erleben lässt. Freude am LEBEN, an GOTT.

Markus Krauth